

Hoffnungen

Auf dem Weg zu einer „Ökumenischen Charta“ für Europa

Wenn alles nach Plan läuft, werden im Frühjahr 2001 die Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) und der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) eine „Charta Oecumenica“ für die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen in Europa unterzeichnen. Der Entwurf einer solchen Charta ging diesen Sommer den Mitgliedskirchen der KEK und den Bischofskonferenzen Europas mit der Bitte um Stellungnahme zu. Bis zum 1. September 2000 sollen Überarbeitungs- und Ergänzungswünsche zum vorliegenden Entwurf bei den beiden Institutionen eingehen.

Der Plan einer „Ökumenischen Charta“ für Europa geht auf die zweite Europäische Ökumenische Versammlung zurück, die Ende Juni 1997 in Graz stattfand (vgl. HK, August 1997, 390 ff.). Damals wurde den Kirchen empfohlen, ein Dokument zu erarbeiten, „das grundlegende ökumenische Rechte und Pflichten enthält und daraus eine Reihe von ökumenischen Richtlinien, Regeln und Kriterien ableitet“. Der achtköpfigen Arbeitsgruppe von KEK und CCEE, die einen ersten Entwurf erstellte, gehörten von deutscher Seite *Reinhard Frieling*, bis vor kurzem Leiter des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim, und die Mainzer Kirchenrechtlerin *Ilona Riedel-Spangenberg* an.

Der jetzt den Kirchen übersandte Text enthält grundlegende Aussagen zur ökumenischen Gemeinschaft im europäischen Kontext und verbindet damit jeweils eine Reihe von Verpflichtungen für die Kirchen. Sie sollen sich beispielsweise dazu verpflichten: „Selbstgenügsamkeit zu bekämpfen, Vorurteile zu beseitigen“; „regelmäßig ökumenische Gottesdienste zu feiern, Gebete und Gottesdienste für die Ein-

heit der Christen zu fördern“; „die demokratischen Prozesse in Europa und die soziale Gerechtigkeit unter allen Völkern zu fördern“; „die Begegnung, das Gespräch und den Austausch mit anderen Religionen und Weltanschauungsgemeinschaften aufzunehmen, zu pflegen und zu unterstützen“.

Natürlich wird jede Kirche in Europa diesen Entwurf mit ihren Augen lesen, vor dem Hintergrund ihres Selbstverständnisses wie der zwischenkirchlichen Situation im jeweiligen Land. Was für die einen schiere Selbstverständlichkeit und längst gewohnte Praxis ist, werden andere vielleicht als Zumutung oder zumindest als massive Herausforderung empfinden. Schließlich ist Europa ein Kontinent der ökumenischen Ungleichzeitigkeit und wird es auch auf absehbare Zeit bleiben. Ökumene in Nordirland, der Ukraine, der Schweiz oder Spanien läßt sich nur schwer auf einen Nenner bringen.

Dennoch sollten sich die katholischen Ortskirchen, die protestantischen, anglikanischen und orthodoxen Kirchen Europas auf das Projekt „Charta Oecumenica“ im Rahmen ihrer Möglichkeiten ernsthaft einlassen und sich an der Arbeit am vorliegenden Entwurf beteiligen. Der Text könnte ein guter Anlaß zu einer kirchlich-ökumenischen Gewissenserforschung sein: Er lenkt den Blick ebenso auf das Verhältnis der Kirchen untereinander (gemeinsames Gebet, gemeinsames Zeugnis, Dialog) wie auf ihre Verantwortung für das Zusammenwachsen Europas („Europa eine Seele geben“, Versöhnung von Völkern und Kulturen, Beziehungen zu den anderen Religionen).

„Welchen praktischen Wert könnte ein solches Dokument haben und wie könnte es das ökumenische Leben in ihrem Umfeld auf europaweiter Ebene fördern?“ – so lautet eine der Fragen, mit denen die Präsidenten von CCEE und KEK den Entwurf an die Kirchen verschickt haben. Wenn die „Ökumenische Charta“ für Europa ihr Ziel erreichen soll, darf sie sich nicht auf zwar

begrüßenswerte, aber gleichzeitig wohlfeile, weil allgemein-unverbindliche Absichtserklärungen beschränken, von denen der Entwurf viele enthält. Die Kirchen sollten sich vielmehr zu einigen konkreten Schritten verpflichten, mit denen sie im eigenen Land und europaweit Austausch und Zusammenarbeit stärken können.

Die Kirchen in Europa ziehen alle an einem Strang: Diese Erkenntnis könnte durch eine in den Kirchen diskutierte und dann von ihren Leitungsinstanzen gebilligte „Charta Oecumenica“ stärker an Boden gewinnen. Die Präsenz des Christentums in Europa geschieht durch seine verschiedenen konfessionellen Ausprägungen, die wiederum untereinander in abgestufter Gemeinschaft stehen. Dieses Erbe ist auch ein Reichtum, gerade durch die vielfältigen Verflechtungen zwischen Konfessionen, Kirchen und Kulturen in den einzelnen europäischen Ländern und Regionen. Aber es gibt nur *ein* Evangelium, das die Kirchen gemeinsam ihren europäischen Zeitgenossen schuldig sind. *U. R.*

Wechsel

Von Kronenberg zu Vesper: Das ZdK im Übergang

Generationswechsel beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Zu Ehren des scheidenden Generalsekretärs *Friedrich Kronenberg* veranstaltete die oberste deutsche Laienvertretung in Berlin (wo sonst?) Anfang September ein Symposium, um Standortbestimmungen für die katholische Kirche in Deutschland vorzunehmen. Der Nachfolger Kronenbergs, der Theologe und Mitorganisator der Ökumenischen Versammlung von Graz, *Stefan Vesper*, hat am 1. September seinen Dienst beim ZdK aufgenommen. Im Mittelpunkt des Berliner Symposi-

ums standen keine Dankesreden für Kronenberg, obwohl – unstrittig – dieses Laiengremium ihm viel verdankt. Seit 1966 führte er die Geschäfte des Bonner Sekretariats. 15 Katholikentagen hat er, wie Bischof *Karl Lehmann* betonte, und das ist historisch immerhin die erste Aufgabe dieses Gremiums, „Zuschnitt und Profil“ verschafft. Im Mittelpunkt stand in Berlin jedoch nicht die Frage, was „damals“ alles war, sondern ein Ins-Gespräch-Bringen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Zentralkomitees.

Denn – ob es um das Verhältnis Kultur und Kirche, um die Katholische Soziallehre, die Entwicklungszusammenarbeit oder die Gottesfrage ging, alles auch Themen des Zentralkomitees – das Thema hinter all den Themen war der Generationenwechsel. Der Wechsel von Kronenberg zu Vesper markiert mehr als einen aus Altersgründen unvermeidlichen Personalwechsel.

Eine ganze Generation von ZdK-Persönlichkeiten tritt aus der unmittelbaren Verantwortung ab oder wird dies bald tun. *Hans Maier*, *Hanna-Renate Laurien*, *Werner Remmers*, um nur drei Mitglieder zu nennen, die auch in Berlin zu Wort kamen; *Bernhard Vogel*, der an jenem Wochenende allerdings alle Hände voll bei den Landtagswahlen in Thüringen zu tun hatte. Das ist jene Generation von Politikern vor allem aus den Unionsparteien, die neben ihren politischen Ämtern seit Jahrzehnten zu den profiliertesten Köpfen innerhalb des ZdK zählten, ja das ZdK weit hin verkörperten. Hier wurde eine gesellschaftspolitische Präsenz des Katholizismus in Deutschland geprägt, die künftig immer weniger selbstverständlich sein wird.

Das Berliner Treffen hatte nichts von jener schulterklopfenden Erinnerungseligkeit, die bei Anlässen dieser Art gerne gepflegt wird. Generationengespräche vermittelten eher den Eindruck, daß die Verhältnisse unterdessen zwar anders sind, als sie über weite Strecken der Arbeit dieser Kronenberg-

Generationen gewesen waren. Was aber nicht heißt, daß die Arbeit deswegen einfacher würde. Wie Blitzlichter auf eine künftigen Tagesordnung war es, als in Berlin zum Teil weniger bekannte und jüngere (wenn auch nicht junge) Gesichter Thesen vortrugen zum Verhältnis der Kirche zum Wirtschaftsliberalismus, zum Staat-Kirche-Verhältnis, zur Zukunft volkscirchlicher Strukturen in Deutschland, zur Kommunikation in der Kirche.

Das personelle Tableau jüngerer Teile des Zentralkomitees weist bezeichnende Unterschiede zu früheren Generationen auf. Man geht professionalisierter an die Dinge heran – genau darum hat man sich im katholischen Raum immerhin lange bemüht. Man ist für die Aufgaben durchweg akademisch gerüstet – das Aufholen des traditionellen Bildungsrückstands katholischer Milieus war gerade ein Anliegen der Generation derjenigen, die nun abtreten. Die parteipolitische Ausrichtung spielt eine eher geringere Rolle und unter denen, die politisch tätig sind, dürfte die Pluralität akzeptierter sein – daß vermehrte Pluralität auch im ZdK angekommen ist, ist dreißig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil kein Verkehrsunfall. Andererseits ist man eben auch weniger zahlreich – auch die Riege der Schavans, Thierses, Nickels, Bernzens, Sternbergs und anderer kann über das Abschmelzen katholischer Milieus nicht hinwegtäuschen.

Kronenberg verläßt seinen Schreibtisch in Bonn-Bad Godesberg zu einem interessanten Zeitpunkt. Die nicht zuletzt von ihm vorangetriebene Strukturreform, selbst wenn auch weiter ungelöste Punkte bleiben, zeigt erste Früchte. Die Arbeit des Zentralkomitees zwischen den Vollversammlungen scheint wieder mehr Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Oder sind es nur die äußeren Verhältnisse, die dem ZdK die Aufmerksamkeit von Teilen der Öffentlichkeit garantieren? An den weitreichenden strukturellen Schwierigkeiten des verfaßten Laienkatholizismus ändert das freilich nichts.

Daß diese Schwierigkeiten momentan weniger thematisiert werden, ist vermutlich kein Verdienst Kronenbergs oder des ZdKs als ganzem, sondern ein Ergebnis der Verhältnisse. Je weiter weg eine synodale Wahrnehmung von Leitungsverantwortung in der katholischen Kirche rückt – Kronenberg mahnte sie in seinem jüngsten KNA-Interview an –, desto dringender wird das ZdK entgegen allen Unkenrufen zum Trotz benötigt. Besser ein ZdK, das mit mancherlei Schwierigkeiten und Ungeheimheiten behaftet und belastet ist, als daß organisierte Teile der kirchlichen Laienschaft keine Möglichkeit haben, sich konzertiert zu Wort melden.

Ein schwer zu überschätzender Glücksfall ist vor diesem Hintergrund der gegenwärtige ZdK-Präsident *Hans-Joachim Meyer*. Wegen seiner DDR-Herkunft läßt er sich weniger leicht in eine der bekannten Ecken stellen. Seine kraftvolle Intellektualität wie zugleich seine DDR-geprüfte Kirchlichkeit machen ihn weniger angreifbar. Sein politisches Mandat und sein Amt reihen ihn ein in die Riege früherer Inhaber politischer Spitzenämter auf Landesebene der Spitze des ZdK – und doch entstammt er einem anderen Hintergrund.

Das ZdK steht momentan auch dafür, daß die in vielen innerkirchlichen Fragen durchaus kritischen Positionen aus dem kirchlichen „main-stream“ nicht ungehört verhallen. Wie immer die auf Befremden stoßenden Papiere aus Rom der letzten Jahren hießen – Meyer machte sich zum Sprecher einer Kritik, die über jeden Zweifel an ihrer Kirchlichkeit erhaben ist. Daß da im Eifer des Gefechts auch mal zugespitzte oder überzogene Formulierungen fallen, ist kein Problem.

Wenn wundert's daher, wenn es in den letzten Jahren der Arbeit von Kronenberg um kirchliche Oppositionsgruppen stiller wurde. Der bevorstehende Hamburger Katholikentag wird der erste Katholikentag sein seit langem (genau seit 1990), an dem es keinen sogenannten „Katholikentag von unten“

gibt. Und der Kirchenvolksbewegung gelingt es nur sehr begrenzt, sich zum Sprachrohr innerkirchlicher Opposition zu machen. Nach Dialogpapier, Zölibatsbeschluß und vielen Stellungnahmen zu innerkirchlich strittigen Punkten von seiten des Zentralkomitees fällt es offensichtlich manchen Oppositionsgruppen, die sich gerne in Distanz zum verfaßten Laienkatholizismus hielten, schwer, Profil zu gewinnen oder zu behalten.

K. N.

Prophet

Ende August starb der „Bruder der Armen“, Erzbischof Helder Câmara

Mit Mutter Teresa, Martin Luther King und Mahatma Ghandi haben ihn Berichterstatter verglichen. Die weltweite Gemeinde der Verehrer sprach liebevoll vom „Bruder der Armen“, der „Stimme der Stummen und Chancenlosen“, dem „Bischof der Unterdrückten“. Die Gegner vor allem in seiner brasilianischen Heimat diffamierten ihn als den „roten Bischof“ als „Fidel Castro in der Soutane“.

Am 27. August starb in seinem 91. Lebensjahr einer der charismatischsten Kirchenführer dieses Jahrhunderts, *Helder Pessoa Câmara*, der emeritierte Erzbischof von Olinda und Recife im Nordosten Brasiliens. Und wenn bei uns die Meldungen über den Tod „Dom Helder“ eher leise verklangen, obwohl doch der kleine Bischof mit der immensen Ausstrahlung in den Siebziger auch in Deutschland Tausende von begeisterten Zuhörern fand und seine Besuche stets ein Medienereignis waren, liegt dies wohl auch daran, daß ein Teil seines Lebenswerkes heute als Selbstverständlichkeit gilt. Zweifelsohne gehört Câmara in die Reihe eindrucklicher Bischofsgestalten, die die spannungsvolle Geschichte der Kirche in der

zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts entscheidend geprägt haben.

In der als „Kirche der Armen“ apostrophierten Gruppe um die Kardinäle *Pierre Gerlier* und *Giacomo Lercaro* prägte er das Zweite Vatikanische Konzil, ohne – wie stets betont wurde – auch nur einmal das Wort im Plenum ergriffen zu haben. In einem Nachruf würdigt der Vorsitzende der Bischöflichen Kommission *Adveniat*, Weihbischof *Franz Grave*, Câmara als eine „prophetische Bischofsgestalt“, der als einer der ersten in Kirche und Gesellschaft radikal für die Würde der Armen eingetreten sei.

In vielfacher Hinsicht aber bestimmte Câmara, auch ein „Macher“ und Organisator, vor allem Geschick und Geschichte der Kirche in Lateinamerika. So war Câmara maßgeblich an der Gründung der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB) beteiligt, ebenso an der für die Kirche dieses Kontinentes so entscheidenden Schaffung des Rates des Lateinamerikanischen Episkopates (CELAM): Câmara selbst wurde sein erster Vizepräsident und in dieser Funktion war er auch Hirn und Herz der ersten großen CELAM-Vollversammlung in Medellín.

Besonders aber wurde „Dom Helder“ geradezu zum Symbol für die Konversion der lateinamerikanischen Kirche, ihre Bekehrung zu den Armen; das Symbol einer Kirche, die sich aus der jahrhundertalten Verstrickung mit den Mächtigen und Reichen des Kontinentes gelöst hat. In der konsequenten Hinwendung zu den Armen verschenkte der Erzbischof nicht nur Kirchengrund an landlose Arme oder initiierte Aktionen und Initiativen für die Bewohner der „Favelas“, der Slums der brasilianischen Großstädte. In dieser Hinwendung zur „Igreja popular“, einer Kirche vom Volk her, förderte er auch Basisgemeinschaften und reformierte er die Priesterausbildung in seiner Diözese.

Für dieses konsequente und glaubwürdige Engagement hatte Câmara einen

hohen Preis zu zahlen. Seine Ernennung zum Erzbischof einer der problematischsten und bitterarmen Diözesen Brasiliens fiel fast exakt auf den Tag, an dem die Militärs 1964 die Macht im Land übernahmen.

Câmara wurde schikaniert, mehrfach erhielt er Todesdrohungen, seine Mitarbeiter wurden verfolgt. Denunziert auch von bischöflichen Mitbrüdern bezichtigten ihn die neuen Machthaber und die ihnen ergebene Presse der Volksverhetzung, Demagogie, des Vaterlandsverrates und gar des Glaubens an einen falschen Gott. Nachdem Câmara im Ausland vor Tausenden die brasilianischen Militärs grausamer Folterungen, willkürlicher Verhaftungen, und der Verletzung elementarer Bürgerrechte beschuldigt hatte, revanchierten sich diese, in dem sie fast zwei Jahrzehnte den Medien verboten, auch nur den Namen des Bischofs zu nennen. Die damit „seinen“ Armen und Rechtlosen verweigerte Öffentlichkeit suchte Câmara daraufhin im Ausland.

Sein Leben lang mußte der Erzbischof aber auch mit einer selektiven Wahrnehmung seines Redens und Tuns, mit vielen Mißverständnissen von allen Seiten kämpfen. Dem des „roten Bischofs“ zuerst. Die ebenso einfache wie eingängige Verteidigung gegen diesen haltlosen Vorwurf wurde zugleich zum wohl bekanntesten und am meisten strapazierten Zitat: „Wenn ich den Armen Brot gebe, werde ich als Heiliger verehrt, wenn ich sie aber frage, warum sie arm sind, werde ich als Kommunist beschimpft.“

So betonte Câmara wieder und wieder: Seine Ausführungen zu einem „authentischen humanen Sozialismus“, seine Suche nach einem dritten Weg zwischen einem „antievangelischen“ Kapitalismus und einem entartetem, dem realexistierendem Sozialismus, das flammende Plädoyer für die Schaffung gerechter Weltwirtschaftsstrukturen und die Forderung nach einem grundlegenden Bewußtseinswandel in den reichen Industriestaaten Europas und